

## Meine Jugend – die Oberschulzeit 1957-1961

Der Wechsel von der Grundschule in Gebirge zur Oberschule in Marienberg war ein starker Einschnitt in meinem Leben. Plötzlich war ich einer von vielen Gescheiterten, musste mich anstrengen, kam in Mathe nicht klar und musste Nachhilfestunden nehmen, alle Zensuren rutschten eine Note herunter. Ich hatte den sprachlichen Zweig gewählt mit Russisch, Latein und Französisch. In der Klasse waren doppelt so viele Mädchen wie Jungen, beim Abitur war nur noch Helmut Melzer als Junge dabei. Das Politische spielte eine große Rolle, und mein Klassenlehrer Herr Gabriel hasste mich. Es empörte ihn, dass ich als einziger der Klasse nicht in die FDJ eintrat. Er selbst hatte immer sein Fähnchen nach dem Wind gehängt, war nacheinander Mitglied der SPD, der NSDAP und schließlich der SED. Er hat mich gepiesackt, wo er konnte. Hinzu kam eine von oben angeordnete Kampagne gegen alle, die kritisch zur Partei standen, vor allem gegen bekennende Christen. Wer nicht treu zur Partei der Arbeiterklasse halte, die schließlich unser Schulgeld erarbeite, sei nicht geeignet, zum Kader der Intelligenz in unserem Staat zu gehören. Die angedrohten Schulverweise wurden nicht erteilt, aber meine Unterhaltsbeihilfe wurde von 45 auf 25 Mark reduziert. (Was für mich ein Glücksfall war, denn meine Großkusine Helene war darüber so empört, dass sie mir monatlich 50 Mark zukommen ließ, und das bis zum Ende meines Studiums.) Uns wurde verboten, an der Jacke ein Kreuz zu tragen (das Zeichen der Jungen Gemeinde). Weiter wurde verboten, Westsender zu hören und zu sehen. Die Teilnahme an staatlichen Feiern und Aufmärschen wurde zur strengen Pflicht erklärt. So war ich froh, als die neunte Klasse endlich durch die Sommerferien beendet war.

Nach den Ferien graute es mir, wieder in die Schule zu gehen. Aber es gab eine Überraschung, einen neuen Klassenlehrer. Herr Dippmann kam direkt von der Karl-Marx-Universität. Er unterrichtete Deutsch, Latein und Französisch. Er behandelte uns als Partner, war freundlich und humorvoll, schimpfte nie – völlig anders als andere Lehrer. Manche Schüler fassten das als fehlende Autorität auf, die Disziplin ließ zu wünschen übrig. Er ließ uns singen, deutsch, lateinisch und französisch: „Gallus meus est mortuus“, „Die Menschen sind schlecht, sie denken an sich, nur ich denk an mich.“, „A la claire fontaine“, „Chevalier de la table ronde“... Sein Unterricht sprühte von Ideen, er kannte sich aus in der Kultur und brachte originelle Beispiele, z. B. Zitierte er für den Konjunktiv im Deutschen Luthers Bibelübersetzung: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Das war eine Sensation in einer sozialistischen Schule. Und die größte Überraschung: Herr Dippmann ging sonntags in die Kirche! Ein Episode will ich einfügen. Ich hatte den Wecker nicht gehört und kam zwei Stunden zu spät zur Schule. Ich erwartete eine Strafe, aber Herr Dippmann sagte: „So guten Schlaf möchte ich auch mal wieder haben.“ Herr Dippmann blieb unser Klassenlehrer bis zum Abitur, und wir fuhren mit ihm an die Ostsee zelten. Danach wurde er strafversetzt an die Grundschule und musste in verschiedenen Dörfern unterrichten. Ein Jahr später fand er eine Stelle in Dresden, aber an einer Oberschule, für die er studiert hatte, durfte er zeitlebens nicht wieder unterrichten. (Übrigens wurde die Grundschule in Oberschule umbenannt, wir waren die „Erweiterte Oberschule“.)

Von anderen Lehrern will ich kürzer berichten. Der strengste war Herr Hertwig. Wenn er zum Klassenzimmer hereintrat, zitterten alle, bis eine(r) zur Leistungskontrolle aufgerufen wurde. Er bereitete den Unterricht optimal vor, wir lernten viel bei ihm. Eine Kapazität war auch der Biologielehrer. Sein Unterricht war spannend und vielseitig, aber ein paar Macken hatte er auch. Er wettete gegen den Schlipf, weil er den Hals abschnürt, gegen die gesundheitsschädliche Butter, und gegen die Meinung, starke Brüste seien besser als kleine. Der Physiklehrer musste nach der 11. Klasse gehen, es gab aber keinen Ersatz. Also musste der Staatsbürgerkunde-Lehrer einspringen. Herr Müller hatte sich die Mitschriften einer Abiturientin besorgt und las daraus vor. Ahnung hatte er nicht. Er wollte aus uns Sozialisten machen. Es war lächerlich, wenn er den Kommunismus als Paradies schilderte. Im Geschichtsunterricht ging es um Spartakus, den Bauernkrieg, die

Revolutionen und die Arbeiterklasse, Martin Luther war ein Fürstenknecht und Bauernfeind. Er erkrankte an Krebs, woran er auch starb. Wir besuchten ihn, worüber er sich sehr freute. Der Musiklehrer hatte den Spitznamen Weleda (ein Streichkäse), war ein Schleimscheißer und extrem ehrgeizig. Aber von Musik hatte er wenig Ahnung. Im Schulchor freuten wir uns diebisch, wenn wir im Tenor bewusst falsch sangen und er den Alt ausschimpfte. Zu politischen Anlässen trat der Schulchor auf, der dann aber FDJ-Chor hieß. Ich fragte, ob ich da als Nicht-FDJler mitsingen müsse. Natürlich brauchte er mich. Ich musste dann in der letzten Reihe stehen, weil alle anderen ihr blaues FDJ-Hemd trugen.

Es gab Schulesen in einer Mensa. Vor dem Essen faltete ich die Hände zum Gebet. Meine Mitschüler tolerierten das. Aber wir aßen zusammen mit Hilfsschülern, und einer von ihnen fand das einen Grund zum Spott: „Kuckt mal da, der liebe Gott!“ Diese und ähnliche Worte schrie er durch den Raum. Zunächst reagierte ich nicht. Als er aber immer wieder anfang, knöpfte ich ihn mir eines Tages auf der Straße vor: „Wenn du nicht damit aufhörst, verhaue ich dich, dass du alle Knochen spürst.“ Ich fand das nicht sehr christlich, aber von da an hatte ich Ruhe.

Von einem Streich will ich noch berichten: In unserem Chorraum stand ein Klavier, das mit einem Vorhängeschloss versehen war. Die Schrauben ließen sich mühelos ohne Werkzeug herausdrehen. Das tat ich und spielte ein paar Stücke, bis Weleda kam. Er tobte. Meine Delikt wurde als „Beschädigung sozialistischen Eigentums“ vor den Direktor gebracht. Der fand es vermutlich lächerlich, jedenfalls habe ich keine Strafe erhalten. Der Direktor war ein proletarischer Typ mit wenig kultureller Bildung und ganz auf Parteilinie, aber ein geradliniger Mensch. Ich achtete ihn, obwohl ich ihn manchmal mit „schrägen“ Argumenten in Verlegenheit brachte.

Ich habe noch nicht vom „Unterrichtstag in der sozialistischen Produktion“ gesprochen. In der neunten Klasse gingen wir in die LPG, eine Art Staatsgut. Kurz zuvor waren die Bauern gezwungen worden, ihre Selbständigkeit aufzugeben und in die „Kolchose“ einzutreten. Wir hatten uns darüber empört, und der Frust der Bauern führte dazu, dass die LPG in den ersten Jahren ein ziemlicher Sauladen war. Oft gab es für uns keine Arbeit oder keine Person, die unsere Arbeit beaufsichtigte. Weder für uns noch für die Landwirtschaft hatte dieser Unterrichtstag einen Sinn. Das änderte sich in der 10. Klasse. Wir fuhren nach Lengfeld in die Lampenfabrik. Nach und nach lernten wir die verschiedenen Abteilungen kennen. Wir mussten feilen, durften aber auch die Fräsmaschine betätigen. In der Galvanik litt ich unter dem Gestank. Wir lernten, wie man Lampen zusammenbaut. Diese Zeit war sinnvoll. Wir lernten die Arbeitsbedingungen der Menschen kennen, körperliche Arbeit achten und unsere Hände nützlich zu gebrauchen.

Meine Freude an den Sprachen, besonders Französisch, brachten mich auf die Idee, Dolmetscher könnte doch ein guter Beruf für mich sein. Eine entfernte Verwandte lebte in Nancy und war bereit, mich für vier Woche aufzunehmen. Ich stellte den Antrag auf ein Reisevisum und bat den Direktor, mir eine Befürwortung zu schreiben. Er bescheinigte immerhin, dass ich Französisch lerne. Das Visum wurde abgelehnt. Ich legte Widerspruch beim Ministerium des Inneren in Berlin ein. Daraufhin wurde ich in das Bezirkspolizeipräsidium bestellt. Ein hoher Offizier erläuterte mir, dass ich in Frankreich gefährdet sei und die DDR mich nicht schützen könne, weil sie von Frankreich nicht anerkannt sei. Ich erklärte, dass meine Tante das schwer verstehen könne. Er möge es mir bitte schriftlich geben. Dies sagte er zu. Es kam auch ein Brief mit dem Satz: „...Die Gründe wurden Ihnen mündlich erläutert.“

Englisch war kein Unterrichtsfach. Es gab aber ein Kursangebot, das ich wahrnahm. Leider hatten nach einem halben Jahr viele die Lust verloren, und der Kurs wurde nicht fortgeführt. Meine mageren Englischkenntnisse habe ich später oft bedauert. Aber Maschineschreiben lernte ich in der Volkshochschule. Bedingt durch das Klavierspiel war ich flinker als die anderen. Niemals angewendet habe ich Stenografie, die ich ebenfalls in der Volkshochschule gelernt habe.

Im Laufe der Jahre wurden meine schulischen Leistungen besser. Zuletzt war ich der einzige Schüler, der nicht der FDJ angehörte. Ich genoss eine gewisse Achtung bei den Lehrern und hatte nicht mehr unter Repressalien zu leiden. Es wunderte niemand, dass ich mich für das Studium der

Theologie bewarb. Aber der Biologielehrer nahm mich doch zur Seite und sprach seine Sorge aus: „Dietmar, deine religiöse Überzeugung kannst du ja haben, aber als Beruf? Du musst bis zur Rente davon leben können. Überleg dir das noch einmal.“ Ich konnte davon leben, während viele andere den Beruf wechseln mussten oder gar arbeitslos wurden.

Von den Mitschülern habe ich bisher nur Helmut Melzer erwähnt. Er hatte als Kleinkind seine Hände eingebüßt, hatte aber mit seinen Stümpfen eine erstaunlich Geschicklichkeit entwickelt. Den Kugelschreiber klemmte er zwischen die Stümpfe, in der 9. Klasse waren seine Buchstaben noch relativ groß, in der 12. dann ganz normal. Hilfe brauchte er nur bei wenigen Handgriffen, z. B. die Schnürsenkel binden. Er wurde später Romanistik-Dozent und wäre sicher Professor geworden, wenn er in die Partei gegangen wäre.

Die Pausen verbrachte ich meist mit Siegfried Haase, der ein Jahr älter war. Er wurde der „Busenfreund“ genannt, weil wir gar so sehr zusammenhingen.

Eine Zeitlang hatte ich engen Kontakt mit Frieder Beger, obwohl wir sehr verschieden waren. Das kam so: Seine Pflegeeltern, ein Arztehepaar, waren der Meinung, ich könne auf ihn einen positiven Einfluss ausüben. Deshalb luden sie mich an den beiden Tagen, an denen wir nachmittags Unterricht hatten, zum Essen ein. In der folgenden Mittagspause spielten wir Schach. Das war spannend, denn wir waren gleich stark und gewannen abwechselnd. Er schied nach der 10. Klasse aus, und es gab seitdem keinen Kontakt mehr. Auch zu den späteren Klassentreffen kam er nicht. Die Mädchen meiner Klasse interessierten mich wenig. Ob sie montags von ihren Liebesabenteuern erzählten, ob sie heiß die Hitparade von Radio Luxemburg diskutierten oder sich über Sendungen des Westfernsehens austauschten – das waren für mich fremde Welten. Und dann gaben sie brav ihre sozialistischen Stellungnahmen ab, obwohl eine einzige, Helga Rieske, wirklich vom Sozialismus überzeugt war. Vicko Toriani war damals ein bekannter Schlagersänger, da ich auch gut sang, bekam ich den Spitznamen Vicko. Als wir uns nach 50 Jahren wieder trafen, war ich überrascht von der Herzlichkeit, mit der ich begrüßt wurde, und dass die Mädchen meine gewisse Arroganz nicht empfunden hatten. Ich aber schämte mich nachträglich, das ich ihnen nicht mit mehr Verständnis begegnet war.

Geschämt hatte ich mich schon einmal während der Schulzeit. Das kam so: Im Winter trug ich ständig eine gestrickte Mütze mit Bommel. Auf einer Klassenfahrt nahmen mir die Mädchen die Mütze weg, und es gelang mir nicht, sie wieder zu kriegen. Auch auf der Rückfahrt blieb die Mütze verschwunden. Ich kochte vor Wut. Einige Woche später hatte ich Geburtstag. Auf meinem Platz lag ein Päckchen. Ich wickelte es aus. Hervor kamen zwei gestrickte Mützen, meine alte und eine neu gestrickte. Ich war überrascht und schämte mich meiner Wut.

Das Schönste an der Schulzeit sind aber doch die Ferien. Acht Wochen Sommerferien zur freien Verfügung! Willkommen war ich bei Oma, bei Onkel Arthur in Dresden und bei Onkel Hans in Medingen und bei allen Geschwistern meiner Mutti. Es gab kirchliche Freizeiten, und manchmal war es gut, etwas Geld zu verdienen. Das Reisen mit dem Fahrrad war billig. Ich machte mich also nach der achten Klasse auf nach Berlin mit Zwischenstation bei Verwandten in Mühlberg an der Elbe. Der Bruder meines verstorbenen Großvaters lebte in Mariendorf, also in West-Berlin. Es war 1957 nicht möglich, aus dem Umland nach West-Berlin einzureisen, aber innerhalb von Berlin gab es verschiedene Sektoren, aber keine gesperrte Grenze. Es war abenteuerlich, mich mit dem Rad im Großstadtverkehr zurechtzufinden. Unersättlich war ich im Aufsuchen von Sehenswürdigkeiten, und auch der Fotoapparat war dabei: Brandenburger Tor, Siegestsäule, Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Unter den Linden, Museumsinsel, Olympiastadion, Hansaviertel... Schnell war die Zeit um. Früh vier Uhr trat ich, mit etwas Reisebrot ausgerüstet, die Heimfahrt an. Auf unbegreifliche Weise kam ich von der geplanten Route ab in die Dübener Heide und beschloss, statt nach Mühlberg nach Karl-Marx-Stadt durchzufahren. Dabei hatte ich mich völlig in der Entfernung verschätzt. Als ich durch Dahlen fuhr, läuteten die Abendglocken. Dann dachte ich, von Oschatz gäbe es eine Zugverbindung nach Karl-Marx-Stadt, was ein Irrtum war. Also weiterfahren

bis Döbeln. Es ging auf Mitternacht zu, und ich schlief beim Fahren ein. So ging es nicht weiter. Ich ging in einen Dorfgasthof, um nach einer Übernachtung zu fragen. Gejohle empfing mich: „Kommst du von der Polizei?“, aber ein Bett gab es nicht für mich. Völlig erschöpft klingelte ich am Bahnhofshotel in Döbeln, vergebens. Ein Bank im Bahnhof war dann mein Nachtlager, und beinahe hätte ich den ersten Zug verschlafen. Am Morgen kam ich bei meiner Oma an, bekam ein Bad und ein gutes Frühstück und wollte danach weiterfahren hoch ins Gebirge. Aber Oma sagte: „Erst ruhest du noch ein Stündchen aus.“ Als das Stündchen vorüber war, war es zeitiger Abend. Dann hielt mich nichts mehr, nach drei Stunden war ich wieder zu Hause.

In diesem Sommer war eine Jugendfreizeit der Landeskirchlichen Gemeinschaft in Rathen. Gemeinsam mit Siegfried Haase nahm ich teil. Morgensport, Schwimmen in der Elbe, Schifffahrt und Wandern in der Sächsischen Schweiz, Bibelarbeiten und viel Singen füllten die Tage. Mit der Leiterin Johanna habe ich heute noch Kontakt.

In den Herbstferien fuhr ich in die Nähe von Großenhain zu Onkel Hardy, um in der Kartoffelernte zu helfen. Früh war es eisekalt, und mittags schwitzten wir bei der schweren Arbeit. Abends las ich, was der Onkel hatte: „Lebenserinnerungen eines alten Mannes“ von Wilhelm von Kügelgen. Für die Heimfahrt gab die Tante 20 Eier mit. Ich wickelte sie in Kleidungsstücke und verstaute sie im Rucksack auf dem Gepäckträger. Sie kamen alle gut zu Hause an.

Nach der neunten Klasse beteiligte ich mich an den Ferienspielen, die drei Wochen lang von der Schule angeboten wurden. Helfer bekamen kostenlos Mittagessen und 7 Mark pro Woche. Wir machten Waldwanderungen, Ballspiele, bei Regen Basteleien und Gesellschaftsspiele. Diese Arbeit machte mir Spaß, und ich hatte zum Teil mit den gleichen Kindern zu tun, die in die Sonntagsschule kamen. Auch in den beiden folgenden Jahren war ich dabei. Nach der elften Klasse gab es ein besonderes Ereignis. Wir fuhren zum Zelten an die Seidenbach-Talsperre. Für die Zelte und für die Sportwettkämpfe war dort ein Team der GST (Gesellschaft für Sport und Technik) zuständig, für die Mahlzeiten und die Betreuung der Kinder war die Schule zuständig. Der verantwortliche Lehrer Herr Melzer hatte aber keine Lust und übertrug mir, einem Siebzehnjährigen, die Betreuung der 40 Kinder. Mit meiner Mutter besprach ich, welche Speisen man im Kessel über dem Lagerfeuer zubereiten kann, welche Mengen an Lebensmitteln ich einkaufen müsste. Ich erinnere mich an Nudelsuppe und Puddingsuppe mit Einback. Ich sang mit den Kindern zur Gitarre, ging am Abend von Zelt zu Zelt, Gute Nacht zu sagen, und weckte am Morgen. In der letzten Nacht zog ein schweres Gewitter auf, die kleineren Kinder weinten und einige Zelte standen unter Wasser. Herr Melzer schaute einmal kurz vorbei und fand alles in Ordnung. Ich aber kam erschöpft nach Hause, auch ein wenig stolz, dass ich das geschafft hatte.

Wer nun denkt, ich hätte nach der zwölften Klasse wieder bei den Ferienspielen geholfen, der irrt sich. Ich wollte schon. Aber ich wurde ein paar Wochen vorher zum Schulleiter bestellt. Das Schulamt hatte erfahren, dass ich auch bei einer kirchlichen Rüstzeit mitmachen will. Der Schulleiter erklärte sinngemäß: Rüstzeiten der Kirche seien illegal, ich dürfe da nicht mitwirken. Ich erwiderte, wenn sie illegal wären, würden sie verboten. Wenn sie aber stattfänden, könne ich auch dabei sein. Dann könne ich aber nicht bei den Ferienspielen Helfer sein, sagte Herr Otto. Mein Schaden war es nicht, ich wusste die Zeit anders zu nutzen.

Zurück zu den Ferien nach der neunten Klasse. Mit Siegfried Haase hatte ich eine Radtour durch Thüringen geplant. Kurz vorher sagte er (wegen Krankheit?) ab. Ich konnte aber Siegfried Martin als Mitfahrer gewinnen. Zwei Wochen wollten wir unterwegs sein, bei Verwandten und Bekannten und in Jugendherbergen übernachten. 20 Mark waren mein Reisegeld. Jeden Tag schrieb ich eine Ansichtskarte nach Hause. Die ersten Stationen waren Schneeberg (Patenonkel) und Markneukirchen (Verwandte von Siegfried Haase). Die Adresse einer Bauernfamilie in Zoghaus bei

Greiz hatten wir über Bekannte erhalten. Dort wurden wir fürstlich aufgenommen: Nach einem Bad gab es reichhaltiges Abendessen und interessante Gespräche. Am nächsten Morgen erhielten wir reichlich Reiseproviant und jeder 2 Mark, und die ganze Familie winkte uns zum Abschied. Spannend war auch die nächste Station: Pößneck. Ich hatte zwei Mädchen angeschrieben, deren Adressen ich im Vorjahr bei der Freizeit erhalten hatte. Wir wurden in eine Gartenlaube geführt, dort waren die Betten bezogen, Getränke und Blumen standen auf dem Tisch. Reizende Gastgeberinnen zeigten uns ihre Stadt und erleben mit uns am folgenden Sonntag das Kreisposaunenfest. Mit der Weiterfahrt am Montag endete das Schlemmerleben. Von jetzt an waren wir auf Jugendherbergen angewiesen, wo wir uns Tee und Tütensuppen kochten und recht kärglich lebten. Über Ilmenau ging es weiter nach Eisenach. Dort hatten wir zwei Tage eingeplant, die Jugendherberge nahm uns aber nur für eine Nacht auf. Wir fanden schließlich ein Wanderquartier in der Nähe, in der eine Schulklasse hauste. Wir durften am Abendessen teilnehmen und wurden gefragt, ob wir katholisch seien. Wir hatten ein Tischgebet gesprochen. Gotha, Erfurt, Weimar und Jena waren die Stationen der Rückfahrt, Unterwegs hielt uns ein Polizist an, nahm unsere Personalien auf und wollte wissen, wie viel Geld wir haben. Ich hatte noch 9 Mark, und er konnte sich nicht vorstellen, dass ich damit noch bis nach Hause komme. Die letzte Station war Meerane, dort wurden wir von meiner Tante Gerda liebevoll aufgenommen, gereinigt und ernährt, und dann ging es weiter zur Oma und nach Hause. Die Bauernfamilie in Zoghaus habe ich später noch einmal besucht und im Stall und bei der Ernte geholfen.

Ein schönes Ferienerlebnis hing mit der Stülpner-Höhle zusammen. Karl Stülpner war der Robin Hood des Erzgebirges, ein Deserteur und Wilddieb, der sich jahrelang in den Wäldern versteckt hielt. In unserer Gegend soll er sich zeitweise in einer entlegenen Felshöhle aufgehalten haben. Zu dieser Höhle wanderte ich mit fünf jüngeren Jungen. Weil in der Höhle nicht genug Platz war, nahmen wir noch ein Zelt mit, einen Spirituskocher, Brot, Kartoffeln, Butter und wenige Lebensmittel. Wir wollten uns hauptsächlich von Waldfrüchten ernähren. Wir sammelten Pilze, Heidelbeeren, Himbeeren. Am nahen Bach wuschen wir uns und schöpften Wasser, um Tee zu kochen. Zum Singen in der Höhle hatte ich die Gitarre dabei. Als einmal gerade die Pilze bruzelten, kam der Förster. Es war natürlich verboten, im Wald zu zelten. Er ging mit seinem Hund eine Runde um uns herum, dann kam er heran. Uns war mulmig zumute. Er fragte, wer der Anführer sei und verlangte meinen Personalausweis. Das klang noch sehr streng. Aber dann wünschte er uns alles Gute und schenkte uns die Pilze, die er bei sich hatte. Er hatte gesehen, dass wir sorgsam mit der Natur umgegangen waren.

Mein verehrter Klassenlehrer schrieb mir ins Zeugnis: „Dietmars schulische Leistungen könnten noch besser sein. Aber er betätigt sich stark außerschulisch.“ Das sollte ein Lob sein, denn „gesellschaftliche Tätigkeit“ bedeutete allgemein Mitwirkung in sozialistischen Organisationen. Meine Betätigung bezog sich auf den christlichen Bereich. Es gab zwei Angebote für Jugendliche, die Junge Gemeinde in Marienberg und den Jugendkreis in Gebirge. Die JG leitete der Superintendent, Herr Kircheis, Superus genannt. Er hielt einen Bibelvortrag, sprach ein Gebet, stimmte Lieder an und las aus einem lustigen Buch in Fortsetzungen. Ca. 50 Jugendliche hörten zu. Wir hatten den weiten Weg hin und zurück, aber das war oft sehr lustig. An einem ersten April wurde ich zum Polizeiamt geführt, weil ich beim Radfahren mit den Beinen geschaukelt hatte. Eine Mark betrug das Bußgeld. Ich hatte kein Geld dabei, aber die anderen gaben jeder einen Groschen, und alle außer dem Polizisten hatten ihren Spaß.

Der Jugendkreis wurde von Tischlermeister Christfried Östreich geleitet. Er war ein tüchtiger Tischler und prächtiger Mensch, aber dafür nicht begabt und meist unvorbereitet. Alle sollten zu einem gemeinsam gelesenen Bibeltext etwas sagen. Das ging oft mühsam. Wer in den Jugendkreis ging, galt als frommer. Ich wollte die Kluft überbrücken und ging zu beiden Jugendabenden. Einmal im Monat traf sich der Schülerkreis. Hier wurde problematisiert, über gesellschaftliche Probleme geredet, die Auseinandersetzung mit dem Atheismus geübt und in „moderne Theologie“ eingeführt.

Jährlich gab es ein Schülertreffen in Karl-Marx-Stadt mit einem anspruchsvollen Programm. Ich erinnere mich noch an das Herzklopfen, als ich mich dort erstmalig zu einem Wortbeitrag gemeldet habe.

Durch eine Lappalie wurde mein Glaube erschüttert. Das kam so: An einem Samstag fuhr ich nach der Schule nach Pockau. Ich wollte bei Familie Haase übernachten und am Sonntag am Jugendtag teilnehmen. Vergnügt stieg ich in Pockau aus dem Zug aus und bemerkte erst später, dass ich meine Schultasche vergessen hatte. Sofort meldete ich das beim Bahnhofspersonal und hoffte, dass die Tasche mit dem Gegenzug zurückkommen werde. Auch betete ich darum, umso mehr, als die Tasche am nächsten Tag noch nicht gefunden war. Wer sollte an Schulbüchern und Heften, an einem Schlafanzug und einer Zahnbürste Interesse haben? Ich betete weiter voll Vertrauen. Aber die Tasche blieb verschwunden. Nicht einmal die Schulbücher wurden gefunden. Sie waren auch nicht ersetzbar. Warum hat mich Gott so enttäuscht?! Erst allmählich akzeptierte ich, dass Gott nicht für alle unsere Fehler aufkommen muss. Kurz darauf besuchte uns mein Patenonkel Kurt und überließ mir seine schöne Ledertasche.

Eine Zeitlang erschien mir die atheistische Philosophie, wie sie in der Schule gelehrt wurde, logisch. Da betete ich manchmal: „Lieber Gott, wenn es dich gibt...“ Später hörte ich folgende Episode: Ein Klassenkamerad sagt: „Gott ist tot.“ Sein christlicher Freund antwortet: „Was? Das kann doch nicht wahr sein. Ich habe doch heute früh noch mit ihm gesprochen.“

Die Junge Gemeinde führte das Krippenspiel auf. Ich durfte im „Worpsweder Hirtenspiel“ von Manfred Hausmann den alten Klaas spielen. Den Text kann ich heute noch auswendig und hätte Lust, das Stück noch einmal zu spielen.

Auch in Gebirge gab es eine Spieltradition, die meine Mutter sehr gefördert hat. So spielte der Jugendkreis am Karfreitag das Stück „Simon von Kyrene“. Bei den Proben kriegten wir laufend Lachanfänge, z. B. musste ich zu einer fünf Jahre älteren Mitspielerin „mein kleines Fräulein“ sagen. Bei der Aufführung waren wir aber ernst und von dem Spiel selbst ergriffen.

Die größten Ereignisse waren aber die Weihnachtsspiele der Sonntagsschule. Fast alle Kinder des Dorfes wollten mitspielen, 50-80 Kinder jeden Alters. Meine Mutter ließ riesige Engelscharen aufmarschieren und die Hauptdarsteller nachts einen „Elfenreigen“ träumen. Da hatte ich als Hilfsregisseur viel zu tun, Mütter sorgten für die Kostüme. Wir mieteten den Bühnensaal in der Kulturbaracke, und der war mit ca. 300 Plätzen restlos besetzt. Wir spielten „Das Hansel vor der Himmelstür“. Der Tischler hatte ein riesiges Himmelstor gebaut. Im ersten Teil wurde auf vergnügliche Weise gezeigt, wie viele Untaten das Hansel beging. Im zweiten Teil wurde er von Petrus zur Rechenschaft gezogen und wollte sich nun bessern. Das Weihnachtsevangelium kam nur nebenbei zur Sprache. Damals war es ein Riesenerfolg, es gab Fotos und Dias und noch lange war es Gesprächsthema.

Was sollten wir aber im Folgejahr spielen? Wir beschlossen, eine Kindheitserinnerung meiner Mutti darzustellen. In der armen, neunköpfigen Familie ohne Vater hing für jedes Kind ein Schokoladen-Kringel am Christbaum. Erst beim Abräumen des Baumes bekam jedes Kind seinen Kringel. Aber plötzlich fehlte einer. Wer hat genascht, den Baum entweiht, die Geschwister betrogen? Der Weihnachtsfrieden war gestört. Schließlich fand sich der Kringel unter dem Baum, und alles war wieder gut. Soweit die Story „Der verschwundene Weihnachtskringel“. Im September suchte ich mir neun Kinder zusammen: die Mutter und acht Kinder. Ich erzählte die Geschichte, die Kinder spielten sie nach, immer wieder. Schließlich schrieb ich die Dialoge auf, die die Spieler erfunden hatten. Durch die Sonntagsschule, die die Familie besuchte, kam die Darstellung des Weihnachtsevangeliums dazu, und meine Mutter baute in gekonnter Weise ihre Nebenszenen ein. Die Begeisterung der Kinder und der zuschauenden Eltern und Großeltern stand dem Vorjahr nicht nach.

Ein Jahr später wurde die Nutzung des Bühnensaals verboten. Dadurch und weil Mutti eine Dienstwohnung in Reitzenhain erhielt, endete die Zeit der großen Weihnachtsspiele. Aber die Sonntagsschule blieb ein Anziehungspunkt für viele Kinder, und ich war fast jeden Sonntag dabei.

Kinder luden mich zu Geburtstagsfeiern ein. Ich dachte damals: Schade, dass es keine Kindergärtner gibt, das wäre auch ein Beruf für dich. Meine Mutter führte auch eine Mädchenfreizeit in den Sommerferien durch, zu der sachsenweit eingeladen wurde. Wir fuhren nach Bischofswerda ins Kirchgemeindehaus, und ich war als Helfer dabei. Bei der Anreise gab es eine böse Überraschung. Aus Leipzig waren zwei Mädchen angemeldet, aber angereist waren außerdem die Mutter, die Großmutter und der kleine Bruder. Irgendwie wurde schließlich das Problem gelöst. Diese Familie sollte mich später in meiner Studienzeit noch beschäftigen.

Mit 16 Jahren gründete ich die „Jungschar“. Solche Gruppen von 10-14jährigen Jungen gab es in verschiedenen Orten, und unser Jugendwart Johannes Schäfer unterstützte mich in meinem Vorhaben. Er war mir in jeder Hinsicht Vorbild, ich konnte zu ihm kommen, auch mit persönlichen Problemen. Er hatte einen großen ephoralen Mitarbeiterkreis, und der Kontakt und die Weiterbildung dieser Leute war ihm sehr wichtig. Wir haben ihn später um das Patenamts für unseren Sohn Martin gebeten. Mit ihm erlebte ich auch eine aufregende Rüstzeit in Rothenthal. Kurz nach Beginn erschien der Bürgermeister. Er hatte den Auftrag, uns mitzuteilen, die Rüstzeit sei verboten. Herr Schäfer sagte, das Verbot sei nicht rechtens, er schicke die Jugendlichen nicht nach Hause, die Polizei müsse dies tun, wenn es wirklich verboten sei. Uns aber sagte er, wir könnten Schwierigkeiten in der Schule bekommen, er habe Verständnis für jeden, der jetzt nach Hause fahre. Wir blieben aber alle zusammen, wurden von der Polizei beobachtet, konnten aber die Rüstzeit wie vorgesehen durchführen. In diesem Jahr wollte der Staat die kirchlichen Freizeiten verbieten, scheiterte aber am energischen Widerstand der kirchlichen Jugend.

Zurück zur Jungschar. Wir trafen uns jede Woche einmal nachmittags im Gemeinschaftssaal, zehn bis fünfzehn Jungen. Ein Thema oder ein Andacht, Singen von christlichen Jugendliedern und Spaßliedern, Lichtbilder, Vorlesen oder Erzählen, und Gruppenspiele – das war der Inhalt unserer Stunden. Wir machten auch Radtouren, Waldwanderungen und feierten Fasching. Das Letztere war eine Anfechtung für manche frommen Leute: In dem Saal, in dem Gottesdienst und Bibelstunde stattfanden, ein solcher Firlefan! Wir konnten uns aber behaupten. Eine Weihnachtsfeier ist mir im Gedächtnis geblieben. Wir gingen am Schluss in den Wald und standen plötzlich vor einer Fichte mit brennenden Kerzen. Dort sangen wir ein Weihnachtslied und hielten ein Gebet. Auch zwölfjährige Jungen können still und angerührt sein.

Ich hielt es für wichtig, mit den Jungen auch über Sexualität zu sprechen. Das war damals ungewöhnlich. Meine Mutter hat uns zwar nicht vom Klapperstorch gesprochen, sondern dass es etwas Wunderbares sei, „ein Kind unter dem Herzen zu tragen.“ Wir hörten auch immer gern zu, wenn sie ihre Liebesgeschichten erzählte. Aber Sex kam darin nicht vor. Von Sex war nur in schlüpfrigen Witzen und unflätigen Schimpfworten die Rede. So kam es, als mir mein zwei Jahre älterer Freund Karl auf dem Weg zur Kurrende erklärte, die Kinder würden durch Ficken gezeugt, dass ich empört ausrief: Wenn das mit so einer Schweinerei verbunden sei, wolle ich gar keine Kinder haben. Auch er hatte seine Kenntnisse nicht von seinen Eltern. Bestenfalls hatte man Informationen aus dem „Doktorbuch“, das aber die Eltern unter Verschluss hatten. Eben weil da auch etwas über Sex drinstand. Was ich den Jungen an biologischem Wissen vermittelt habe, weiß heutzutage jeder Schulanfänger. Aber offen über diese Fragen zu reden, war für manche regelrecht befreiend. Unser Geschlecht ist eine gute Gabe Gottes, darüber redet man nicht schlecht. Jungen brauchen sich nicht zu schämen, wenn sie im Umkleideraum oder unter der Dusche nackt sind. Samenerguss ist ein Zeichen, dass aus Jungen Männer werden.

Ich will hier nicht verschweigen, dass ich selber ein Problem hatte. Ich praktizierte die Selbstbefriedigung, die nannte man damals Onanie und sagte, dass sie gesundheitsschädlich und eine Sünde sei. Beides habe ich später als falsch erkannt, aber damals bedrückte mich die Sache sehr. Es war wie eine Sucht, gegen die mein Wille nicht ankam. Manchmal kam es mitten im Unterricht über mich. Wenn ich später mit Suchtkranken zu tun hatte, musste ich daran zurückdenken und hatte viel Verständnis für diese Menschen.

Von Anfang an ernannte ich Joachim, Siegfried und Dietmar in der Jungschar zu meinen

Mitarbeitern. Mit ihnen betete ich, sie halfen bei technischen Dingen, leiteten aber auch mal ein Spiel oder hielten eine kurze Andacht. Als ich zum Studium nach Leipzig ging, bestand die Jungschar in Gebirge weiter. In einem Brief „an meine Mitarbeiter und Nachfolger“ gab ich ihnen gute Ratschläge, ich verwies sie an den Jugendwart und auf Arbeitsmaterialien. Joachim wurde später Gemeindevorsteher, Dietmar ehrenamtlicher Kantor und Siegfried Verwaltungsleiter in der Landeskirchlichen Gemeinschaft Sachsens.

Die „Gemeinschaft“ war meine geistige Heimat. In ihr traf ich aufrechte, engagierte Christen, die meist auch hilfsbereit und sympathisch waren. Der Leiter war Arbeiter in der Fabrik, wo er Kisten zusammennagelte. Handwerker, Kleinfabrikanten, Bauern und Arbeiter kamen in die Bibelstunden, es gab einen Chor, den Jugendkreis und die Sonntagsschule. In einem Gebetskreis trafen sich ältere Frauen; ich ging auch manchmal dahin, damit auch die Belange der Jugendlichen und Kinder im Gebet nicht fehlten. In mancher Hinsicht waren die Leute engstirnig. Sie verurteilten Rauchen, Tanzen, Alkohol, Kino, Theater, Fernsehen. Jedes Vergnügen war verdächtig, weil es der Gemeinschaft Zeit entzog und vom Glauben ablenkte. Dagegen kämpfte ich an. Ein Schock für viele war es, als ich mich zur Tanzstunde anmeldete. Mir lag zwar eigentlich nichts am Tanzen. Meine orthopädischen Schuhe waren ein Grund, stärker noch stieß mich die Atmosphäre beim „Schwof“ ab: Zigaretten, Besoffene, Schlägereien und sexuelle Verführungen hinterher. Aber meine Schwester wollte gern tanzen, und meine Mutter erlaubte es nicht. Da schlug ich vor, mit meiner Schwester zusammen die Tanzstunde zu besuchen. Ein begeisterter Tänzer bin ich erst viel später durch Siglinde geworden.

Feten zu Hause waren damals unüblich, es war etwas Besonderes, dass wir mit Freunden und Freundinnen in unserer Wohnung feiern durften, da war nun Mutti wieder großzügig. Zu diesem Kreis gehörte meine erste Freundin Annerose. Mit Bedauern stellte ich fest, dass meine Zuneigung zu ihr immer mehr nachließ, ihre zu mir aber nicht. Sie musste mit ihrem Liebeskummer zurecht kommen. Jahre später ging es mir umgekehrt. Gesine wohnte in Seiffen, unsere Familien waren befreundet, wir waren ab und zu dort zu Besuch. Zunächst beobachtete und bewunderte ich sie nur, mehr und mehr unterhielten wir uns über persönliche Dinge, und mein Herz klopfte dabei. Dann kam der Schock: Die Familie war „nach dem Westen abgehauen“. Gesine war widerwillig mitgegangen. Jetzt entstand ein reger Briefwechsel, sie flocht für mich einen Papierkorb und schickte mir Päckchen.

Ich lud sie in den Sommerferien zu uns ein, und sie wollte gern kommen. Ich beantragte eine Einreisegenehmigung, diese wurde abgelehnt. Also weiter nur Briefwechsel, fast zwei Jahre lang. Und dann die Mitteilung, dass sie einen Freund hat, einen Mitschüler, den sie nach einem Unfall regelmäßig besucht hat. Ich war todunglücklich und dachte, ich könnte nie wieder eine Frau lieben. Das war schon in der Studienzeit, und mit der Zeit verging der Liebeskummer. Aber in guter Erinnerung habe ich sie behalten. Ihr Vater ist später als Drechslermeister Ekkehards Lehrmeister in Bethel gewesen.

Unter meinen Vorbildern ist kein Pfarrer gewesen, höchstens der Superus Kircheis, den ich sehr achtete. Er hatte bei der Sitzprobe der Konfirmanden gehört, dass Kameraden mich Doktor nannten. Da schrie er: „Dietmar wird nicht Doktor, er wird Pfarrer.“ Es sollte Recht behalten, aber damals hat es mich sehr geärgert. Noch ärgerlicher war, dass er meiner Mutter vorschlug, in die Wohnung im Turm der Marienkirche zu ziehen. Sie hätte es vielleicht gemacht, aber durch den vereinten Protest der Kinder war der Vorschlag schnell vom Tisch.

Oft war ich bei Familie Haase in Pockau. Siegfrieds Vater war für mich ein väterlicher Freund. Auch er war Fabrikarbeiter und Gemeinschaftsleiter. Die Mutter hatte einen trockenen Humor, und mit den vier Kindern gab es lustige Spiele und Spaziergänge.

Gern würde ich noch mehr Leute schildern, die ich geliebt und bewundert habe: Martins im Bahnhäusel, Tante Anna Gründig in Pobershau, unsere Hauswirtsleute Kurt und Lisa Zienert. Von besonderer Bedeutung ist Gottfried Reichel, Buchhalter und Jugendleiter in Pobershau. Er führte Jugendfreizeiten durch, spielte Theater, filmte, gestaltete den Schaukasten und schnitzte



biblische Figuren. Es war damals nur eine lose Bekanntschaft, wurde aber später zu einer tiefen Freundschaft, die bis heute besteht.

Zwei Leute habe ich nur einmal kurz erlebt und weiß nicht einmal mehr ihre Namen, und doch haben sie einen tiefen Eindruck hinterlassen. Mit Mutti machte ich einen Krankenbesuch bei einer gelähmten Frau. Sie strahlte eine Freude aus, die so wenig zu ihrer Situation passte, die aus einem Herzen kam, das im Frieden mit Gott und sich selber war. Der andere war ein spastisch Gelähmter. Sein Herzenswunsch war, Pfarrer zu werden. Klug genug war er, aber seine Krankheit, besonders seine schwer verständliche Sprache, machten es unmöglich. Er wollte aber Gott dienen. Deshalb übernahm er die Aufgabe eines Kirchensteuer-Eintreibers. Mit seinem schwankenden Gang zog er von Haus zu Haus, um die Kirchensteuer abzuholen, zu erbitten. Kinder verspotteten ihn weil sie dachten, er sei betrunken. Allen Frust, den die Leute mit der Kirche hatten, luden sie bei ihm ab. Er aber blieb freundlich und kam immer wieder, nahm das Geld auch in kleinen Raten.

Hier will ich noch vom Tod meiner Oma berichten. Sie lebte ja mit meiner Tante Rosel, der Schneidermeisterin, in Chemnitz. Plötzlich verliebte sich Tante Rosel, gab ihr Geschäft auf, heiratete und zog zu ihrem Mann nach Hainichen. Das wurde zunächst in der Familie missbilligt, denn nun blieb Oma allein. Sie reiste dann von Tochter zu Tochter und blieb überall eine Zeitlang. Zuletzt betreute und pflegte sie Tante Hanna, die Gemeindegewerkschafterin in Falkenau, dort starb sie auch. Sie wurde in Hainichen beerdigt. Ich war dabei und erlebte, wie meine Tanten am Grab laut weinten und schluchzten. Sie könnten sich mehr zusammenehmen, dachte ich. Aber dann stimmten sie ein Lied an: „Wenn nach der Erde Leid, Not und Pein...Das wird allein Herrlichkeit sein, wenn frei von Weh ich dein Angesicht seh.“ Das Heulen war verstummt, und ich bekam eine Ahnung von der Kraft christlicher Auferstehungshoffnung.

In die letzten Ferien vor Studienbeginn fiel der Bau der Berliner Mauer. Wir waren schockiert. Bei uns war gerade ein Lehrer aus Berlin zu Gast. Er bekam keine Fahrkarte für die Heimfahrt und musste noch länger bei uns bleiben. Später habe ich ihn in Berlin besucht. Sein Haus war nur vom Hof aus zugänglich. Er nahm mich mit in die Wohnung, was streng verboten war. Aus dem Wohnzimmerfenster blickte ich auf die Straße, auf deren Mitte die Mauer stand, gegenüber war West-Berlin. Obwohl ich nie nach dem Westen abhauen wollte, überlegte ich in diesem Moment, wie man auf die andere Straßenseite hinüber kommen könnte.